

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 66 (1961-1962)
Heft: 7

Artikel: Das jüdische Leid
Autor: Attenhofer, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausweglose, in die Verzweiflung. Seit Jahren und Jahren lastet auf der Welt der Fluch der Uneinigkeit, blicken sich die Menschen voller Angst und voller Haß ins Gesicht. Sie fürchten den Nächsten, anstatt ihn zu lieben, und der Nächste wiederum fürchtet sie. Aber in ihren Herzen tragen alle doch still verborgen die eine Hoffnung, daß diese Furcht grundlos sei. Es ist viel Böses in dieser Welt, aber auch viel Gutes. Nur hält das Gute sich im Hintergrund und stellt sich nicht protzig zur Schau. Aber es ist da, und es ist die Hoffnung und der Glaube vieler, ja fast aller, daß schließlich das Gute das Böse überwinden werde, wie einst vor bald zwei Jahrtausenden im fernen Palästina.

Aus diesem Glauben und aus dieser Hoffnung heraus hat Gottfried Keller sein Gedicht geschrieben. Er schrieb es zu einer Zeit, da er den Unsterblichkeitsglauben kühn verwarf, die Schönheit der Natur glühend verehrte und kein besseres, jenseitiges Vaterland suchte. Und doch ist der Grundgedanke dieses Gedichtes ein tief christlicher — eine Umdeutung des österlichen Glaubens in weltlicher Richtung gewiß —, aber der Kern ist undenkbar ohne jene einmalige Tat auf Golgatha, welche durch die Zeiten weiter wirkt als das unvergängliche Symbol einer Hoffnung, die sich jedes Jahr erneuert, wenn im Frühling zu Ostern Mensch und Natur neu erwachen, Umschau halten und mutig den Weg zum Licht beschreiten, der ihnen durch die Auferstehung gewiesen wurde. *Peter Claudius*

Das jüdische Leid

Von Adolf Attenhofer

Leid ist überall. — Wer die Augen offen hat, wird das erkennen, auch wenn er dem buddhistischen Bekenntnis «Alles ist Leiden» nicht vorbehaltlos zustimmt. Aber es scheint, als ob es Zeiten gäbe, in denen, und Völker, unter denen das Leid seine Wogen höher triebe als zu andern Zeiten und andernorts. Das jüdische Volk hat sich selbst den Namen gegeben: das auserwählte. Mag in dem Wort Selbstüberhebung liegen, wir wollen darüber, können darüber nicht rechten, da die Auserwähltheit ja nur für ein Gebiet behauptet wird, für das niemals weder Beweis noch Gegenbeweis in wissenschaftlichem Sinne möglich ist, für das Gebiet der Religion. Wahrlich, auserwählt aber war dies Volk auch von je und je, zu leiden, eine Tragfähigkeit für Leiden und Dulden zu erweisen wie kaum ein anderes Volk. Und, wunderbar genug, aus dem Leid heraus hat dieses Volk der Menschheit gewaltige Werke geschenkt, an denen keiner vorübergehen kann und darf, dem das Leben der Menschheit ein Problem ist, das uns erschüttert durch den ewigen Zwang, nach einer Lösung zu suchen, durch die furchtbare Sicherheit, diese Lösung nie endgültig zu finden. Woher? Warum? Wozu das Leid? Im Buch Hiob erhebt diese Frage ihr Haupt zu selten wieder erreichter Höhe. Auch der Gerechte leidet, und die einzige Lösung, nein, eigentlich die Verzweiflung an der Lösung bricht aus in der Erkenntnis, daß der Mensch nichts ist vor Gottes Macht, Gottes Wege nie zu verstehen vermag, daß man mit Gott nicht «rechten» kann wie mit einem Freunde. Und was ist die Erkenntnis des Predigers? «*Ich sah an alles, was geschieht unter der Sonne, und siehe, alles war eitel und ein Haschen nach Wind.*» Selbst der Psalmist bricht aus in den Ruf: «*Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest und des Menschen Kind, daß Du nach ihm siehst?*» Hier haben wir die Offenbarung eines über irdisches Sagen hinausziehenden Leides, wenn es auch in irdischem Leide wurzeln mag.

Immer wieder taucht im Alten Testament und den jüdischen Schriften die Erinnerung auf an die ägyptische Gefangenschaft und an die Wunderhilfe Gottes, die aus so schwerem Anfang ein blühendes Volk werden ließ. Nicht die geschichtliche Wahrheit ist hier von Bedeutung, sondern die Wertigkeit des Geglauten für die Seele des Volkes. Das «Volk» und das «Gesetz», beide begründet in «Jahwe», der von einem bloßen Stammes- und Volksgott auferwächst in der religiösen Erfahrung zum Gott aller Welt, das sind die Mächte, die Israel und dem spätem Judentum die ewigen Werte bedeuten, ihm alles Glück, aber auch ein Meer von Leid bringen. Wenn wir «Gott», wenn wir «Gesetz» sagen, steht ein Gewaltiges, Einheitliches, Übermenschliches, Untrennbares vor uns. Aber die dritte Größe: das Volk! Hier droht die Gestalt Kains auf, und der Fluch wird laut: *«Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden!»* Unheimlich rollt das Schicksal Israels, die ewige Unrast, an uns vorüber, wie es spätere Zeit dichterisch gebannt hat in der erschütternden Gestalt Ahasvers, des «ewigen Juden».

Es ist ein gewaltiges Geschichtsbild, wie dieses Unstete, die Zerstreuung und die seelenzermürbende Unrast über dieses Volk hereingebrochen ist. Zwölf Stämme, ein Volk; große Herrschergestalten: Saul, David, der abendrötliche Glanz Salomos. Schon zerfallen die Stämme im Nord- und Südreich, Brüder, sich hassend, wie nur feindliche Brüder sich hassen können, eingekeilt zwischen überragenden Weltreichen, Ägypten und den alles zermalmenden Staaten an Euphrat und Tigris, dulden Israel im Norden, Juda und Benjamin im Süden das Schicksal aller Durchgangs- und Schlüsseländer. Keine Spur ist geblieben von den Nordstämmen, nachdem der Sturm Assyriens sie hinweggefegt. Nicht lange darauf, weltgeschichtlich gesehen, sitzen Benjamin und Juda weinend an den Wassern Babylons. Kyros, der Perser, führt die Vertriebenen zurück, ein kurzes Aufleuchten alter Volkseinheit, im Vergleich zur alten doch kärgliche Kultus- und Tempelpracht. Der Alexandersturm braust über das Land, und unter den Nachfolgern des Gewaltigen, den Seleukiden, beginnt jene Kette von Qual, die sich hinabspannen sollte bis in unsere Tage. Erfolgreich, aber zukunftslos ist der Kampf der Makkabäer. Im Volk selbst wuchert die Zersetzung: Hasmonäer, Makkabäer, Pharisäer, Sadduzäer, Zeloten, wer kennt nicht die Namen, aus denen der innere Hader des Volkes brennt? Rom überschattet den innern Zerfall mit seiner Riesenhand, und der Römer Titus bricht Jerusalem im Jahre 70, den Anfang bringend endgültiger Zerstreuung, endloser Wanderschaft, endlosen Zufluchtsuchens bei im Glücksfall gleichgültigen, meist hart abweisenden Wirtsvölkern. Ein halbes Jahrhundert später: letztes, gewaltiges, sinnloses, grauenvolles Aufflackern nationalen Trotzes unter Bar Kochba, dem erst als Sternensohn gepriesenen, nach dem Fehlschlag als Sohn der Lüge verfluchten Führer. Jerusalem ist dem Juden verboten; auf das Zeichen des Gottesbundes, die Beschneidung, ist der Tod gesetzt. Israel ist tot; die Zeit des Judentums in der Zerstreuung, die Zeit des Galuth ist angebrochen. Der Antisemitismus des Altertums flammt hoch. Nach Tausenden schon zählen die Toten, die Gemarterten, die Glaubenszeugen, die er als seine Opfer fordert. Alle zeitweilige Blüte, in Alexandrien und anderswo, ist nur kurzer Unterbuch im endlosen Strom von Verfolgung, die um so vergifteter ist, als sie getragen wird von Haß, schlimmer: von Verachtung, Abscheu und Ekel der Verfolger. Das Christentum kommt hoch, erkennt sich als eigene Macht, will nichts mehr wissen vom Mutterboden, dem es entwachsen, bringt neue, unerhörte, um so bitterere Qual, da sie in schreiendem Gegensatz steht zur milden Lehre des Menschensohns. Noch im 17. Jahrhundert wird in Zürich ein Jude aus Gnade zur Enthauptung, nicht zur Verbrennung verurteilt, weil er, sich Schonung zu erwirken,

sich auf den jüdischen Ursprung Christi berufen hatte. Und das Volk vermehrt sich. Der Segen über Jakob, daß sein Same sein solle wie der Sand am Meere, wird zum Fluch. Die Wirtsvölker empfinden nur das Störende, den oft geriebenen, vor allem fleißiger raffenden Nebenbuhler, der durch kein Zinsverbot gehemmt ist. Dem Volke sind die Juden Mörder Christi, den Obern dazu noch Ausbeutungsmöglichkeit. Wunderliches Gemisch überhitzter Frömmigkeit, kaufmännischen Neides, staatswirtschaftlicher Raffiniertheit, deren Opfer immer der Schwächste, der Jude bleibt. 1492 müssen in Spanien mehr als 300 000 Juden das Land, dem sie äußeres Wohlergehen gebracht, verlassen. Auf den Friedhöfen der Väter verbringen sie die letzte Nacht vor dem Zug, der für die meisten ein Zug ins Elend war. Portugal folgt, die Grausamkeiten Spaniens noch überbietend. Frankreich, England — die Scheiterhaufen mit gemarterten Juden, das Geschrei der Verfolger, das jüdische Blut in den Gassen — Leid! Leid! Flammt in Deutschland die Glut der Kreuzzugsbegeisterung hoch, so kühlt oder erhitzt sich der fromme Pöbeleifer zunächst am Blute der Juden. Die Herrscher gewähren Schutz, natürlich immer gegen gute Bezahlung; denn sie können in ihrer Wirtschaft die raffende Kraft des Juden nicht entbehren. Der Jude wird «Kammerknecht», bezahlt Schutzsteuer wie ein Hund. Last auf Last häuft sich auf die Verfolgten. Wuchervorwurf verfolgt sie; sie müssen wuchern, um im beschränkten Wortsinn ihres Lebens sicher zu sein. Der Christ darf keinen Zins nehmen; der Jude nimmt Zins und soll ihn nehmen. Er soll sich bereichern, damit man ihn ausquetschen kann, wenn er sich vollgesaugt. Dann wird der Jude verabscheut von der christlichen Menschheit, nicht etwa der Herr, der sich an seinem Wucher mästet. Grauenhaftes, unvorstellbares Leid! Aber der Jude hat auch eine Seele, und auch die wird in Schmach zermürbt. Der Jude ist nicht Mensch im hohen Wortsinn. Er ist unrein, ein Abschaum. Er muß in eigenen, engen, schmutzigen Quartieren wohnen, wird eingepfercht, wie man Tiere einpfercht. Er ist geworden, als was zu seiner Zeit die Christen den Heiden galten: ein Ekel für die Menschheit. Man muß ihn auch äußerlich kennzeichnen als einen Auswürfling; er muß den Judenbart, den Judenhut, einen gelben Schandfleck auf seinem Kleide tragen. An allem ist der Jude schuld. Hostienschändung, Brunnenvergiftung wird ihm vorgeworfen, und niemand zweifelt an seiner Schuld. Ja, im 20. Jahrhundert noch läuft in Osteuropa ein Prozeß um des alten Vorwurfs willen, daß die Juden Christenkindern Blut abzapften, um eine geweihte Speise zu bereiten.

Was blieb dem Ent-Menschen? Sein Glaube und sein Gott! Aus den Zeiten grausigster Verfolgung sind uns jüdische Gesänge und Gebete erhalten voll erschütternder und zerschmetternder Glaubensglut für jeden auch nur menschlich Empfindenden. Aus tausend blutgetränkten Strophen jubelt die Glaubensglut des Psalmisten: «*Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!*» Mögen viele abfallen, zermürbt, müde geworden, ein mächtiger Rest bleibt, ein Rest, für den sich alle Glut, Sehnsucht, Qual und Zuversicht der Seele brennpunktartig in den Spruch sammelt: «*Schema Jisrael, Jahwä elohenu, Jahwä ächad!*» (Höre, Israel, Jahwe ist unser Gott, Jahwe ist ein einziger!) Das jüdische Leben wird immer mehr eingehüllt in tausend Formeln, tausend Weihehandlungen oft ergreifendster Art, alle geweiht dem Dienste des Unsagbaren, Unfaßbaren, überweltlichen Fascinans und Tremendum, dem Dienste Jahwes. Eine Glut des Glaubens und der Sicherheit: es muß, muß kommen, das Reich, das Jahwe verheißen hat! Im Pilgerkleid umsteht man den Festtisch und wartet auf den Messias, den Verheißenen. Er kommt nicht.

Über allem schattet die Wolke erschütternden, zerreiendsten Leides. Die Zeichen, in denen die heiligen Schriften geschrieben sind, die «Ossers», sind heilig. Aus einem kleinen Bchlein lernt sie schon der Knabe kennen. Einem solchen Bchlein der Ostjuden ist der Spruch vorangestellt: «*As ir wet, Kinderlach, größer weren, wet ihr allein verstehn, wieviel in die Ojssjes liegen Tränen und wieviel Gewejn.*» Deutsch etwa: «*Wenn ihr aber, Kinder, größer sein werdet, dann werdet ihr verstehn, was in all diesen heiligen Zeichen an Tränen und Weinen beschlossen liegt.*» Aus tiefer Qual, aus unendlichem Leid hat die jüdische Seele für die Stätte der Toten den wundervollen Namen geprägt: makom thob, «der gute Ort».

Wir mögen vom Juden gut denken, schlecht denken; er mag viel gefehlt haben und hat viel gefehlt, wie jeder, der zum Erdenleben verurteilt ist; aber er hat auch gelitten, wie kein Volk gelitten. Nehmen Sie die jiddische Literatur zur Hand in ihrer fast naiven, ergreifenden Sprache, und das Herz wird schwer werden in der Flle des Leides, aber auch in dem Meer stiller Güte, gottergebener Tragfähigkeit, der reinsten Menschlichkeit, die sich in ihr offenbart.

Ohne Zweifel: eine Judenfrage ist da. Aber wir dürfen nicht nur als triebhafte Gefhlswesen an sie herantreten, sonst fallen wir in äußerste Enden, die keinen Ausweg zulassen. Wie der Arzt einer Krankheit, so müssen wir solch dunklen Menschheitsfragen zu Leibe gehen. Je sachlicher und klarer wir Ursprung und Kennzeichen einer Erscheinung feststellen, um so sicherer können wir die Therapie, den Weg zur Heilung finden. Nur aus solcher, das Gute wollender Sachlichkeit und intellektueller Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit kann auch dem jüdischen Leid, das in tieferem Sinne auch Menschheitsleid ist, die Erlösung kommen.

Zum Tag des guten Willens 18. Mai 1962

Haben die Kinder auch Rechte? Eine merkwürdige Frage! Und eindeutig ist für uns die Antwort. Aber haben wir nicht alle schon gehört, wie mit den Rechten des Kindes Mißbrauch getrieben wird? Auch bei uns in der Schweiz ist, trotz allen guten Gesetzen, noch lange nicht alles in Ordnung. Wäre sonst die erst kürzlich getätigte Bettenaktion nötig gewesen? Und haben wir nicht schon gehört vom Elend der Verdingkinder?

Auf dem Titelblatt des neuen Heftes «*Zum Tag des guten Willens*» sind ein Bub und ein Mädchen von Peru, aus dem rmsten Elendsviertel Limas. Sie schauen nicht sehr zukunftsfreudig in die Welt. Allen diesen armen Geschpflein auf der ganzen Welt mchte das Weltkinderhilfswerk (UNICEF) beistehen. Dies ist die Grundlage ihrer Arbeit. Von viel Kinderelend aber auch von viel Helferwillen erzählt das diesjährige Blatt. Es ist wiederum sehr reichhaltig und bietet Unterrichtsstoff für alle Stufen.

Zu beziehen ist das Heft bis zum 6. Mai durch die lokalen Werbestellen oder bei Herrn Carl Boßhardt, Regensdorferstrae 36, Zürich 10/49, Tel. (051) 56 64 25, zum Preise von 20 Rappen.

Stini Fausch